

10 Gemeinsam forschen und (nicht) schreiben

Herausforderungen beim kollaborativen Arbeiten im Kontext von Flucht_Migration

Laura McAdam-Otto und Margrit E. Kaufmann

»Wenn das Schreiben Teil eines Systems intellektueller und politischer Unterdrückung der Anderen ist, wie können wir vermeiden, zu dieser Unterdrückung beizutragen, solange wir fortfahren zu schreiben?« (Fabian 1993: 355).

10.1 Was bringt Menschen mit Flucht_Migrationserfahrung dazu, mit uns zusammen zu forschen und zu schreiben bzw. was hält sie davon ab?

Vor dem Hintergrund unserer Forschungs- und Schreiberfahrungen mit Menschen mit Flucht_Migrationsgeschichten¹ in und nach Europa thematisieren wir diese Fragen in Bezug auf verschiedene Ebenen ethnografischen Forschens und Schreibens. Mit dem Anliegen, Formen der Selbstrepräsentation zu ermöglichen, veranschaulichen und diskutieren wir hier Erfahrungen und Problemstellungen mit kollaborativen Schreibprozessen. Dafür gehen wir auf drei unserer Forschungspraxisfelder ein: Erstens beziehen wir uns auf ein Forschungsprojekt mit als minderjährig eingeteilten Geflüchteten auf Malta (Otto 2020). Hier heben wir den Aushandlungsprozess zwischen der Forscherin – Laura McAdam-Otto – und ihren Forschungspartner*innen hervor, bei dem

1 Mit der Verwendung des Unterstrichs verweisen wir darauf, dass Flucht und Migration nicht immer klar voneinander abgrenzbar sind, sondern vielmehr ein Spektrum darstellen. Mit der Schreibweise verweisen wir auf die differenten und teilweise widersprüchlichen Vorstellungen von Flucht vs. Migration. Parallel deuten wir mit der Schreibweise den dynamischen und fluiden Prozess der Mobilität unserer Forschungspartner*innen an.

die Forscherin gemeinsames Schreiben anstrebte. Im Feld musste sie jedoch feststellen, dass ihre Forschungspartner*innen weder Interesse daran hatten, noch, dass ihnen Ressourcen dafür zur Verfügung standen. Zweitens gehen wir auf ein Publikationsprojekt zu Ethik- und Methodenfragen im Kontext von Flucht ein, in dem Margrit E. Kaufmann und Laura McAdam-Otto zum Herausgeber*innen-Team gehören (Kaufmann et al. 2019). Daran erläutern und reflektieren wir Herausforderungen und Hürden, die uns beim Vorhaben des gemeinsamen Schreibens und Publizierens mit geflüchteten und nicht-geflüchteten Menschen begegnet sind. Drittens reflektieren wir Margrit E. Kaufmanns Forschung mit Frauen* mit Flucht_Migrationsgeschichten, welche die Forscherin als Kursleiterin im Programm *Mama lernt Deutsch* begleitet hat (Kaufmann 2005). Im Zentrum unserer Auseinandersetzung steht bei diesem Beispiel die Frage, wer überhaupt was schreiben kann, wer aus dem *Writing Together* herausfällt und welche Alternativen es zum gemeinsamen Schreiben gibt, die praxisorientierter, weniger voraussetzungsreich und damit möglicherweise den Lebenswirklichkeiten der Forschungspartner*innen angemessener sind.

Wir diskutieren die Beispiele abschließend mit Bezug auf nicht zu unterschätzende Trennlinien, die – trotz vielfältiger Versuche des gemeinsamen Schreibens – zwischen Forschenden und Forschungspartner*innen (re-)produziert wurden. Dabei betonen wir vor allem die situativen, positionellen und finanziellen Hürden geflüchteter Schreib- und Forschungspartner*innen, um auf ethische und materielle Implikationen der Zusammenarbeit aufmerksam zu machen. Auch wenn die gewählten Beispiele vor allem reflektieren, warum Gemeinsam-Schreiben nicht oder nur partiell realisiert werden konnte, schlagen wir abschließend Modi vor, die auf Basis unserer Erfahrungen dem kollaborativen Schreiben dienlich sein können.

Bevor wir die Beispiele reflektieren und auf die Aushandlungen um Gemeinsames-Schreiben und die Hürden eingehen, ist es uns als Ethnografinnen wichtig, unsere Ausführungen und Erlebnisse in historische und aktuelle Debatten um *Writing Culture* und um kollaborative Flucht_Migrationsforschung einzubetten. Die folgenden Ausführungen zu ethnografischer Feldforschung und -textgestaltung liegen unseren Projekten als fachspezifischer Rahmen zugrunde.

10.2 *Writing Together* im ethno-graphischen Spannungsfeld zwischen (forschungs-)ethischem Anspruch auf Selbstrepräsentation und situativen, positionellen Hürden

Wer spricht in ethnografischen Texten über was oder wen? Mit wem wird im Text gesprochen? Und wer hat ihn geschrieben? Seit der interpretativen und postkolonialen Wende der Kultur-/Sozialanthropologie stellt sich vehement die Frage nach den spezifischen Bedingungen, unter denen unsere Texte produziert werden (Fabian 1993). Zentral sind hier *Writing Culture* (Clifford/Marcus 1986), *Writing Against Culture* (Abu Lughod 1991) und die *Krise der Repräsentation* (Berg/Fuchs 1993). Fragen nach Autor*innenschaften und Selbstrepräsentation sind eng damit verbunden (Harrison 1991). Ethnografische² Produkte entstehen durch zwischenmenschliche Begegnungen und verschiedene Formen der Kollaboration. Sogenannte *gate keeper* nehmen uns mit, erklären, erzählen Geschichten, ermöglichen Kontakte und helfen, wechselseitiges Vertrauen aufbauen zu können. Über die Beziehung mit den Forschungspartner*innen erlangen wir Einblicke in ihre Lebenswelten und Alltage, werden Zeug*innen von sozialen Missständen, Ungerechtigkeiten und verschiedenen Formen von Marginalisierung und Ausgrenzung.

Aus der Nähe zu den Forschungspartner*innen entstehen immer wieder Wünsche und Möglichkeiten zu Kollaboration, die nicht per se von Beginn der Forschung an (ein-)geplant sind (Criado/Estalella 2018). Es sind vor allem Forscher*innen, die sich einer *Engaged, Public, Angewandten* oder *Wissenschaftsorientierten Ethnografie* bzw. *Anthropologie* zuordnen, die den Anspruch formulieren, möglichst den gesamten Forschungsprozess in Beziehung mit den Forschungspartner*innen zu entwickeln, durchzuführen und zu beschreiben (Besteman 2013; Low/Merry 2010; Lassiter 2005). Im Austausch mit marginalisierten, diskriminierten, vulnerablen Gruppen geht es hier u.a. um aktivistische Unterstützungsformen sowie Verantwortung einer Fürsprache (*advocacy*) gegenüber den Forschungspartner*innen (Haanstadt 2007). Immer wieder werden auch Forscher*innen mit spezifischen Anliegen um Unterstützung und Forschungs Kooperationen angefragt (Kaufmann et al.

2 Wörtlich und historisch meint Ethno-Graphie die objektivierende Beschreibung ethnischer Gruppen und bedeutet für uns heute die Verschriftlichung und Deutung situativer, positionierter Geschichten und Leseweisen bzw. »die Verschriftlichung von Einsichten und Lernvorgängen, Erfahrungen und Beobachtungen, Gesprächen und Diskursen« (Berg/Fuchs 1993: 13).

2022). Wissenschaftler*innen können in diesen Formen der Zusammenarbeit versuchen, ihre Privilegien für unterschiedliche Formen von Unterstützung und Solidarität einzusetzen. Fragen nach dem Wie einer kollaborativen Zusammenarbeit stellen sich nicht nur während der Phase der empirischen Forschung und des Zusammenseins im Feld. Fragen der Repräsentation und Kollaboration stellen sich ebenfalls hinsichtlich der Produktion von Texten, wobei kollaboratives Schreiben von (ethnografischen) Texten in den letzten Dekaden zugenommen hat (Rappaport 2008).

Das gemeinsame Schreiben und Publizieren von (ethnografischen) Texten kann Teil von Dekolonisierungsstrategien sein, beispielsweise durch Infragestellung vermeintlich neutraler (nicht-positionierter) Wissensproduktion (Giebeler/Meneses 2012; Pérez Daniel 2012) und dient durchaus der Intervention in Diskurse und gesellschaftliche Machtverhältnisse (Nimführ 2020: 54). Das Streben nach sozio-politischer Veränderung, gezielte Kritik an bestimmten Verhältnissen sowie das Teilen von Deutungsmacht in *weiß*-westlich geprägten Wissen-Macht-Komplexen (Nimführ 2020: 54; Eitel/Meurer 2021), kennzeichnen diese Ansätze. Der gemeinsame Prozess des Schreibens wird dabei als Aushandlung, geprägt von Konflikt und Konsens (vgl. Nimführ 2020: 54), verstanden. Zwischen den beteiligten Personen müssen Begrifflichkeiten ebenso diskutiert werden wie die Ergebnisse, die präsentiert werden sollen. Zudem stellt sich die Frage, wie zwischen akademischen Anforderungen und Selbstbestimmtheit der Teilnehmenden balanciert werden kann (Dantas/Gower 2021).

Während sich insgesamt eine Bewegung in Richtung Kollaboration, auch durch gemeinsame Schreibprozesse, abzeichnet, trifft diese Dynamik insbesondere auf das Forschungsfeld Flucht_Migration zu (Aden et al. 2019; Fontanari et al. 2014). Gerade in diesem Feld sollten wir, durch die Kolonialgeschichte der Fächer sensibilisiert, erneuten Prozessen der Objektivierung und des *Otherings* bewusst entgegenzutreten. Mit dem Ziel wirkmächtige Kategorien im Kontext von Flucht_Migration multi-perspektivisch und möglichst anticolonial zu analysieren (Rebello et al. 2020) werden hier Grenzen und Möglichkeiten partizipativer Forschung ausgelotet (Dantas/Gower 2021) und Forschungs- und Schreibprozesse zwischen geflüchteten und nicht-geflüchteten Akteur*innen angeregt (Nimführ 2020). Forschende sind aufgefordert darauf zu achten, für wen die Erhebung, Analyse und Publikation inwiefern gut ist bzw. wem diese schaden könnte (Kaufmann 2019). Diese Fragen nach dem »Wie gut zusammenarbeiten und -schreiben?« werfen wir in den Beispie-

len aus unserer Forschungspraxis auf und teilen in den folgenden Abschnitten unsere Erfahrungen und Überlegungen zum *Writing Together*.

10.3 Wer möchte mitschreiben?

Zwischen 2013 und 2018 forschte ich, Laura McAdam-Otto, ethnografisch auf dem mittelmeerischen Inselstaat Malta, der zwischen Italien und Libyen, also Europa und Nordafrika, liegt, zum Ankommen von jungen Geflüchteten aus sub-Sahara Afrika. Mich interessierte dabei vor allem, wie mit der Kategorie »Alter«, primär in Form von »Minderjährigkeit«, an der EU-Außengrenze umgegangen wird, welche Kriterien dieser Kategorisierung zugrunde gelegt werden, und welche Selbst- und Fremdpositionierungen mit der Einteilung des unbegleiteten, minderjährigen Flüchtlings (»UMF«) produziert werden.

Während der Forschung, die ich in einer staatlichen Unterbringungseinrichtung für als »UMF« eingeteilte Geflüchtete begann, erzählten die jungen Menschen mir im Laufe der Jahre ihre Geschichten, ließen mich an ihrem Alltag teilhaben, stellten mich ihren Freund*innen vor: Kurzum, sie vertrauten sich mir an. Dass es mir gelang, ihr Vertrauen zu gewinnen, lag nicht zuletzt daran, dass sie annahmen, dass ich mit meiner Forschung gute Absichten haben würde und ich wurde des Öfteren gebeten, möglichst breit über ihre Situation auf Malta aufzuklären und zu berichten.

Immer wieder stellte ich mir während meiner Forschung die Frage: Werde ich dem Wunsch meiner Forschungspartner*innen gerecht oder dient die Forschung allein dem Voranbringen der eigenen wissenschaftlichen Karriere? Silke Betscher formulierte pointiert, was wohl zahlreiche Ethnograf*innen umtreibt: »Did I come to build my career upon their shit?« (Betscher 2019: 243). Diese Frage diskutierte ich immer wieder mit meinen Forschungspartner*innen und ich teilte meine Zweifel mit ihnen: Finden sie es in Ordnung, dass ich über sie schreibe? Sehen sie für sich einen Mehrwert in der Forschung? Und würden sie mir überhaupt ein Nein entgegenbringen? Als Antworten auf meine Frage hörte ich Verschiedenes: Auf der einen Seite seien sie froh darüber, dass ich über ihre Situation auf Malta berichten würde – wer würde es sonst tun? Es gab die Hoffnung, dass ich als Sprachrohr fungiere und versuche, bei Dritten Empathie und Verständnis für die Situation junger Geflüchteter an der EU-Außengrenze zu erwirken. Auf der anderen Seite wurde mir entgegengebracht, dass ich aufhören solle, wegen meiner offensichtlichen und nicht zu ignorierenden Privilegien zu klagen: Das würde die Welt nicht besser machen,

stattdessen sollte ich sie lieber sinnvoll nutzen. Die Aussagen der Teilnehmenden motivierten mich, nach Möglichkeiten zu suchen, die das Teilen von Privilegien möglich machen würden – wenn auch nur partiell. Schließlich war es mir ein Anliegen, Forschung *mit* und nicht nur *über* Geflüchtete (vgl. Otto/Kaufmann 2018; Kleist 2015) zu realisieren. Aber wie kann das in stark durchmachten und von sozio-politischer Ungleichheit gekennzeichneten Feldern überhaupt gehen?

Wie zahlreiche andere Wissenschaftler*innen hoffte ich in kollaborativen Formen des Schreibens als dekolonisierende Wissensproduktion einen Weg im Umgang mit Hierarchisierung und Privilegien zu finden. Meine Euphorie und Überzeugung, dass dies sicherlich gut funktionieren würde, basierte auch auf meiner eigenen Erfahrung des Verfassens von gemeinsamen Buchkapiteln mit Sarah Nimführ und Gabriel Samateh (vgl. Nimführ/Otto/Samateh 2019, 2017). Die Zusammenarbeit mit Gabriel Samateh war vor allem auch deshalb fruchtbar, weil er vor seiner Flucht nach Malta bereits wissenschaftliche Texte verfasste und akademisch tätig war. Er kannte die Spielregeln der Wissenschaft, hatte Freude am Schreiben und sah für sich einen Mehrwert in der Zusammenarbeit mit uns. Motiviert von dieser Erfahrung fragte ich auch meine jungen geflüchteten Forschungspartner*innen, ob sie nicht Lust hätten, mit mir gemeinsam zu schreiben und argumentierte, dass sicherlich mehr Menschen meine Texte lesen würden, wenn sie selbst am Verfassen beteiligt sein würden. Dies würde ein Weg sein, mehr Menschen über die Situation auf Malta, über die im Vergleich zu Italien deutlich weniger bekannt ist, zu informieren, was auch der Wunsch der jungen Geflüchteten war. Recht schnell wurde mir zu verstehen gegeben, dass die Wissenschaft meine Aufgabe sei. Zudem waren meine Interessen als Forscherin nicht deckungsgleich mit ihren und Zeit am Schreibtisch zu verbringen lockte uns nicht gleichermaßen. Absimil³, den ich 2013 kennenlernte, nachdem er Malta aus Mogadischu in Somalia über Äthiopien, Sudan und Libyen mit dem Boot erreichte, holte mich auf den Boden der Tatsachen zurück, als er im Sommer 2015 zu mir sagte: »It is your book and it takes too much time. I better want to go play football, and you can write the book. It is boring anyway.«

Es war im Kontext meiner Forschung nicht nur so, dass Gemeinsamschreiben von einigen als langweilig verstanden wurde: Zahlreiche meiner

3 Es handelt sich bei den Namen aller Forschungspartner*innen in diesem Text um Pseudonyme.

Forschungspartner*innen waren zu beschäftigt mit ihren eigenen Aufgaben, erzählten mir zwar von ihren Geschichten, aber hatten keine zeitlichen Kapazitäten, diese mit mir zusammen aufzuschreiben oder gar einen wissenschaftlichen Text zu verfassen. Dies ist nachvollziehbar, wenn wir uns die Situation veranschaulichen: Die jungen Geflüchteten haben oft in zwölf Stunden langen Schichten in Hotels, Restaurants oder auf dem Bau gearbeitet, um Geld zu verdienen, da das Taschengeld, welches ihnen in ihrer staatlichen Unterkunft ausgehändigt wurde, bei Weitem nicht ausreichte. Anschließend mussten sie kochen, ihre Zimmer reinigen und hatten auch ihre sozialen Netzwerke zu pflegen. Als Forscherin zu erwarten, dass sie an der kollaborativen Wissensproduktion in Form von Schreiben Interesse hätten, war nicht mit ihnen und ihren Lebensrealitäten mitgedacht. Ein gemeinsamer Besuch einer Fotoausstellung in Maltas Hauptstadt Valletta, die ausschließlich von Geflüchteten gemachte Bilder zeigte, wurde von den jungen Geflüchteten, mit denen ich im Kontakt war, als inspirierend wahrgenommen. Sie haben es als sinnvoll empfunden, dass diese Fotos gezeigt werden, damit auch andere sehen können, wie es in den Camps und Heimen aussieht. Meine Vermutung als Forscherin ist, dass einige von ihnen durchaus Interesse an solchen Formen der Zusammenarbeit gehabt hätten, wenn es mehr Kapazitäten und Freiräume gegeben hätte – im Kleinen ist dies im Rahmen meines Projektes geschehen, denn es gab Momente der Kollaboration, die aber nicht im gemeinsamen Schreiben von in der Wissenschaft anerkannten Texten mündeten. Einige junge Geflüchtete machten Fotos für meine Forschung, einige zeichneten Landkarten, wieder andere diskutierten erste Analyseideen mit mir, einige brachten mich mit potentiellen Gesprächspartner*innen zusammen. Das passierte, ohne dass ich danach fragte: Kollaboration in Forschung heißt also nicht, dass nur die Forschenden diese initiieren, sondern es entwickeln sich Eigendynamiken, die durchaus unvorhersehbar sind. Während der Forschung wurde mir klar, dass Kollaboration nicht heißen darf, dass Forschende überzogene Ansprüche stellen und erwarten, dass ihre Gegenüber in das passen, was sie selbst als »normal« kennen: Zum Beispiel das Schreiben von Texten als akademische Alltags­tätigkeit. Kollaboration heißt hier folglich nicht »alle machen alles«, sondern ist vielmehr die Verbindung komplementärer und sich ergänzender Kompetenzen und Kenntnisse. Ein solcher Zugang kann im Sinne von Shuayb und Brun (2021: 2539) als »friendship approach« bezeichnet werden, dem es eben nicht darum geht, standardisierten Abläufen zu folgen oder Gütekriterien abzuhaken, sondern der als Idee hat, gemeinsam die Kollaboration möglichst so zu gestalten, dass sie im gegenseitigen Wohlwollen

stattfindet, verschiedene Zwänge und Lebensrealitäten reflektiert und die relationalen Aspekte der Forschung ernst nimmt.

10.4 Wer kann mitveröffentlichen?

Im Rahmen der Exzellenzinitiative der Universität Bremen konnten sich Forschende der Geisteswissenschaften, die zum selben Themenfeld arbeiten, zu Themengruppen zusammenschließen und sich auf eine Förderung durch die Universität bewerben, um z.B. Vortragsreihen, Workshops und Publikationsvorhaben durchzuführen. Wie an zahlreichen anderen Universitäten auch, haben sich – nicht zuletzt gefördert vom sogenannten »Hype um Migration« (Schwertl 2015) – spätestens seit dem »langen Sommer der Migration« (Hess/Karakayali 2016) auch an der Universität Bremen immer mehr Forschende unterschiedlicher Statusgruppen mit den Themen Flucht, Asyl, Grenzregime, Ankommen und Integration beschäftigt. Es sind Bachelor- und Masterarbeiten entstanden, aber auch Dissertationen und PostDoc-Projekte umgesetzt worden. 2016 haben wir, Margrit E. Kaufmann und Laura McAdam-Otto, mit einer Gruppe von Forschenden an der Universität Bremen eine Themengruppe zum Schwerpunkt gegründet. Ziel war es, uns zu den emotional und (forschungs-)ethisch herausfordernden Arbeiten im Feld von Migration und Flucht auszutauschen und kollegial zu unterstützen. Der Themengruppe *Flucht & Asyl – transdisziplinär und intersektionell* schlossen sich rund zwanzig aktive Forschende, Ehrenamtliche und die Gruppe Unterstützende an. Unter denjenigen, die sich an uns wandten, waren auch Künstler*innen, Doktorand*innen und Studierende mit Fluchterfahrung, die inhaltlich dazu arbeiteten und deren Stimmen und Perspektiven für die Publikation wichtig gewesen wären. Sie hatten jedoch – im Gegensatz zu anderen, die sich am Projekt beteiligten – keine finanziellen Mittel oder (zumindest temporäre) Absicherungen durch Anstellungen an der Universität oder Stipendien, die ihnen die Partizipation ermöglichten. In der Zusammensetzung der Gruppe wurde deutlich, dass geflüchtete Akademiker*innen weniger Möglichkeiten hatten, an der Themengruppe zu partizipieren und wir mit den uns zur Verfügung stehenden Mitteln hier nicht immer die Unterstützung, die sie sich wünschten oder die sie brauchten, anbieten konnten.

Im Frühling 2018 entstand die Idee, gemeinsam einen Sammelband herauszugeben, der sich mit Repräsentations- und Ethikfragen im komplexen Handlungsfeld von Flucht_Migration befassen sollte. Motiviert wurden

wir dabei vor allem durch die Tatsache, dass bei gleichzeitigem Anstieg von Publikationen zu Flucht und mit Geflüchteten verhältnismäßig wenig dazu geschrieben wurde, welche Dilemmata und Herausforderungen, wie z.B. Fragen nach Kollaboration, ungleichen Beteiligungsmöglichkeiten, Forschungsethik, Verantwortung, Retraumatisierung, Fremdrepräsentation, sich hier stellen. Wichtig war uns ein statusübergreifendes Schreibprojekt, welches von einem Workshop in Bremen im November 2018 flankiert wurde, zu initiieren und auch beruflich und ehrenamtlich im Feld Arbeitende für Beiträge zu gewinnen, um nicht nur aus der Sicht von Wissenschaftler*innen zu schreiben. Zudem hatten wir den Anspruch, dass geflüchtete Menschen selbst Texte schreiben. Entstanden ist ein Band mit 14 Beiträgen, von BA- und MA-Studierenden, Promovierenden, Post-Doktorand*innen, Senior Researcher sowie aus der Sozialen Arbeit und dem Ehrenamt. Entsprechend unserer Hoffnung sind auch Textpassagen und Beiträge von geflüchteten Menschen vertreten.

Im Verlauf der Zusammenarbeit mit Menschen mit Flucht_Migrationserfahrung haben sich unterschiedliche Herausforderungen ergeben: Zunächst stellte sich die Frage, wie es gelingen kann, Schreibende für ein solches Projekt zu gewinnen. Wir diskutierten unseren Wunsch, einen Sammelband zu veröffentlichen, der eben nicht allein von Stimmen aus dem (akademischen) Westen geprägt ist, mit anderen Autor*innen des Sammelbandes. Die statusgruppenübergreifende, transdisziplinäre Arbeit und der Austausch zwischen Forschenden und außerakademisch Tätigen war herausfordernd und fruchtbar. Das Thema »Nicht über uns ohne uns«, die Frage nach der Zusammenarbeit mit Menschen, die in der ersten Person zum Thema sprechen und schreiben, war im Falle des Buchprojekts schwierig.

Bei einer Person mit eigener Fluchtgeschichte, die gerne mitgeschrieben hätte, lag die Barriere darin, dass uns kein Geld zur Verfügung stand, um die Textarbeit zu bezahlen. Wie viele andere promovierte Wissenschaftler*innen, ist sie weder befristet noch gar unbefristet an der Universität angestellt, sondern finanziert sich u.a. über Projekte, Lehraufträge und Beratungstätigkeiten. Hier schloss der Mangel an finanziellen Ressourcen den Beitrag von Anfang an aus. Über eine der am Projekt beteiligten Personen gelang es uns dann, einen entsprechend positionierten Textbeitrag für den Sammelband zu gewinnen. Sie stand im Kontakt mit Personen mit Flucht_Migrationserfahrung, die bereit waren, mit ihr auf Englisch ein Interview zu führen, das im Buch veröffentlicht wurde. Darin reflektieren und diskutieren sie die Wissensproduktion zu Flucht_Migration und was sie sich von einem wissenschaftlichen Zu-

gang zu Migration, Asyl und Flucht wünschen würden. Die Kommunikationswege verliefen ausschließlich zwischen der Interviewenden und den Herausgebenden, also ohne Kontakt zwischen den Interviewten und den Herausgebenden. Im Verlauf des Projekts entstanden zahlreiche Missverständnisse und erst nach Projektabschluss erfuhren wir, dass es offenbar sehr verschiedene Erwartungen an die Publikation gab. Als Herausgebende beschäftigten uns Fragen wie: Soll das Interview, wie alle anderen Texte auch, durch eine*n englische*n Muttersprachler*in redigiert werden? Wenn ja, wie kann dies gelingen, ohne übergriffig einzuwirken? Wo können wir das Interview im Buch platzieren? Aufgrund des ausschließlich indirekten Kontaktes konnten wir diese Fragen nicht mit den Interviewten klären und im Nachgang stellte sich heraus, dass wir die Problempunkte aus ihrer Perspektive nicht befriedigend beantworten und adressieren konnten und als Wissenschaftler*innen wahrgenommen wurden, die nicht teilen wollten. Auch die Erwartung, ein Belegexemplar zu versenden, konnten wir nicht einfach erfüllen – weder für die Herausgeber*innen und die Autor*innen, noch die Interviewten. Wir hatten aufgrund unseres kleinen Etats beim Verlag das kostengünstigste Veröffentlichungspaket gebucht, welches keinerlei Belegexemplare enthielt.

Als Herausgebende waren wir zunächst erleichtert darüber, dass wir es geschafft hatten, ein statusgruppenübergreifendes Buch zu realisieren, in dem das Problem einer weiß-westlich dominierten Wissensproduktion auch kritisch von Personen mit Flucht_Migrationsgeschichte diskutiert wird. Rückblickend stellen wir fest, dass es in kollaborativ angedachten Schreib- und Publikationsprojekten von Anfang an essenziell ist, mit allen Beteiligten die Produktionsbedingungen zu thematisieren und gegenseitige Erwartungen offenzulegen. Nur dann kann gemeinsam nach Wegen gesucht werden, einen für möglichst alle akzeptablen Umgang zu finden. Wichtig ist dabei eine transparente, direkte Kommunikation unter den Beteiligten.

10.5 Wer hat Möglichkeiten zum Schreiben und welche Alternativen gibt es?

Es ist schon länger her, dass ich, Margrit E. Kaufmann, als Lehrerin im Projekt *Mama lernt Deutsch* einen Kurs mit Frauen* mit Flucht_Migrationsgeschichten aufgebaut und geleitet habe. Im Verlauf der Arbeit mit den Frauen* habe ich mit ihnen zu ihren Biografien und Lebenssituationen zu forschen begonnen. Anhand unserer Zusammenarbeit rund um den Kurs möchte ich Grenzen kol-

laborativen Schreibens veranschaulichen sowie auf weitere kollaborative Praxisformen und nichtwissenschaftliches Schreiben hinweisen.

Die Forschung hat bereits damit angefangen, dass ich auch bei nicht als Forschung deklarierten Tätigkeiten teilnehmend beobachtend wahrnahm und mir vertraute Analysewerkzeuge anwendete. Entsprechend habe ich versucht, den Kurs als transkulturellen Raum (Kaufmann 2005) im Sinne des Aushandelns, Aushaltens und Anerkennens von Differenzen und dem Betonen von Gemeinsamkeiten zu gestalten, wobei es mir ein Bedürfnis war, die einzelnen Frauen* und ihre Geschichten genauer kennenzulernen. Angefangen zu schreiben habe ich vor allem zu meiner Entlastung und zur Reflexion der heftigen, traumatischen Themen und Erlebnisse, über die wir oftmals sprachen und mit denen ich die Teilnehmenden begleitet habe. Ich habe also, wie für mich als Forscherin üblich, damit begonnen ein Forschungstagebuch zu führen. Im weiteren Verlauf haben wir systematischer zu Themen, die für die Teilnehmenden wichtig waren, gearbeitet. Die gemeinsame Verständigung über unsere Gesprächsthemen, die sich an ihrem Alltag orientierten (und nicht am Stoff für den Deutschunterricht), erhöhte die Motivation zum Deutschlernen. Auch Pausen nutzten wir für intensive Gespräche. Zentrale Motive für die Teilnahme am Kurs waren, dass die Frauen*, meist Mütter, ihre Kinder weiterhin verstehen und ihnen bei den Hausaufgaben helfen, aber auch selbstständiger sein wollten. Für manche war es der einzige Ort außerhalb des Hauses, zu dem sie alleine gehen konnten. Auch Studierende kamen über meine Studienforschungsprojekte in den Deutschkurs und haben die Frauen* beim Lernen unterstützt. Darüber haben sie sich gegenseitig kennengelernt. Später haben Studierende die Frauen* in ihrem Alltag begleitet und Interviews mit ihnen durchgeführt.

Deutlich wurde für mich in der Zusammenarbeit im und rund um den Kurs, dass die Frauen* nicht Deutsch lernen konnten, wenn es ihnen oder ihren Familien und Verwandten psychisch oder körperlich nicht gut ging, sie gestresst oder verängstigt waren und unter Druck standen. Es war deshalb naheliegend, dass Körper und Gesundheit zu zentralen Themen wurden, mittels derer wir teilweise auch den Deutschunterricht gestaltet haben. Über die Verbindung aus Kursleitung und Forschung konnte ich, im Sinne engagierter Anthropologie, das Projekt durch Vorträge und Tagungsbeiträge zu dessen Bedeutung bundesweit stärken. Zu einem späteren Zeitpunkt hat ein Teil der Frauen* bei der Vermittlungsarbeit zum Bereich Flucht_Migration und reproduktive Gesundheit mit mir zusammengearbeitet. Wir haben gemeinsam Fortbildungen für Frauen*ärzt*innen und Hebammen/Geburtshelfer*innen

durchgeführt. Durch *Face-to-Face*-Kommunikation lernten wir Voneinander und Miteinander mit dem Ziel der transkulturellen Sensibilisierungsarbeit und Vermittlung von diversen Körper- und Gesundheitsverständnissen. Für die Teilnehmenden wurden die Fortbildungen bei der Ärzt*innenkammer angekündigt und von dieser mit Fortbildungspunkten anerkannt. Die im Deutschkurs bereits fortgeschrittenen Mütter waren als Expert*innen geladen, konnten auf ihre Kenntnisse und Erfahrungen zurückgreifen und erhielten für ihre Teilnahme, wie ich, ein Honorar, das ihre Arbeit und ein-gebrachte Kompetenz vergütete. Damit sie teilnehmen konnten, brauchten wir für ihre Kleinkinder Kinderbetreuer*innen vor Ort. Als schriftliche Dokumente dienten, von mir verfasst, der Ankündigungstext, der Programmflyer und die Powerpoint-Präsentation. Kollaboratives Schreiben war uns hierfür nicht möglich.

Die Teilnehmenden in den so wichtigen Adressatinnen-spezifischen Deutschkursen können unterschiedlich gut Deutsch schreiben und brauchen hierbei meist Hilfe. Schreiben ist für die Frauen* nachrangig zum Deutsch-sprechen-Können. Zugleich wird es als Kompetenz vorausgesetzt. Beispielsweise sollten in dem von mir geleiteten Kurs alle Teilnehmenden, selbst die Analphabet*innen, Fragebögen für die Kursabrechnungen ausfüllen. In solchen Fällen war es wichtig, gemeinsam und mit Übersetzungshilfen zu thematisieren, was gefragt wird und beim Ausfüllen zu helfen. Kollaboratives Lesen und Schreiben – nicht für die Wissenschaft, sondern für die Frauen* selbst – kam über das gemeinsame Lernen und Üben im Kurs hinausgehend auch dort zustande, wo sie mich um Hilfe angefragt haben, wie z.B. bei Briefen für die Behörden oder Bewerbungen, also bei Formen von strategischem Einsatz von Privilegien und Kenntnissen durch die Lehrerin und Forscherin. Kollaboratives Schreiben für wissenschaftliche Publikationen zielt auf ein anderes Lesepublikum als Formen gemeinsamen Schreibens, die für unsere Forschungspartner*innen alltagsbezogen relevant sein können.

Es stellt sich somit weitergehend die Frage, wer in welchem Kontext was schreiben kann und möchte und für wen geschrieben wird. So kann der Anspruch, kollaborativ zu schreiben, gerade indem er inkludieren will, exkludierend wirken, weil er durch den Wunsch nach Gleichstellung die bestehenden Trennlinien zu wenig in den Blick nimmt. Die Möglichkeit zum Schreiben von (ethnografischen) Texten basiert zudem auf Privilegien, die auch nicht allen Forschenden gleichermaßen zur Verfügung stehen. Zu diesem langjährigen Projekt mit den Frauen* habe ich kein Buch schreiben können. Zwar habe ich Forschungstagebücher geführt, Skizzen und Memos

verfasst, die Forschungsarbeiten der Studierenden betreut, einzelne Bereiche reflektiert, analysiert und interpretiert, Vorträge gehalten und wissenschaftliche Texte zu Einzelthemen sowie Texte für Broschüren u.a. zur Stärkung des Projekts verfasst (bspw. Kaufmann 2009, 2005), aber die Bedeutung des Projektes für die Teilnehmenden und deren Perspektiven nicht tiefergehend und ausführlicher beschrieben. Ich habe sehr viel gelernt und weitergegeben; doch für einen längeren Schreibprozess fehlte mir damals neben meinen Lehrtätigkeiten und anderen Aufgaben sowohl die Zeit als auch das Geld.

In die ungleichen Zugänge zum Schreiben-Können/-Wollen im Kontext von *Flucht_Migration* wirken auch die regionalen und historischen Machtbeziehungen hinein. Für die Frauen* im Projekt war die Oralität gegenüber der Literalität vorrangig. Nach westlichem Wissenschaftsverständnis wird die Schrift jedoch der Oralität gegenüber als höherwertig eingestuft und ein hierarchisches Verhältnis gegenüber anderen Kommunikationsformen erzeugt. Dagegen wenden sich bspw. die dekolonisierenden Strategien der *Universidad Andina de Simón Bolívar* in Südamerika durch ihren Bezug auf die *Historia Oral* (Rivera Cusicanqui 2010). Hierzu stellt sich also konkret die Frage, ob die Schreibkollaboration vorrangig dem Wunsch der Forschenden entspringt, der eventuell die Partner*innen geradezu zum Mitschreiben nötigt, oder beiderseits vorhanden ist. Denn die Idee zum Schreiben setzt voraus, dass dieses als gewinnbringend für die*den Schreibenden, Lesenden und/oder das darin vertretene Anliegen betrachtet wird. Für uns Wissenschaftler*innen im globalen Norden trifft dies in der Regel zu. Zudem gilt hier das zahlreiche Veröffentlichen als höchst erstrebenswert, da es mit Prestige und Aufstieg konnotiert ist. Doch wissenschaftliches Veröffentlichen setzt einen jahrelangen darauf ausgerichteten Bildungsweg voraus, durch den eine spezifische Form von Texten angelehrt und praktiziert wird. Nicht-akademische Partner*innen sind hierbei benachteiligt. Formen von bewusstem Einsatz von Privilegien von Wissenschaftler*innen für die Forschungspartner*innen sind Handlungsoptionen im Umgang mit ungleichen Möglichkeiten und Barrieren. Bezogen auf die Teilnehmenden am Deutschkurs geht es darüber hinaus auch um Lese-, Schreib- und Sprachkenntnisse sowie um Freiräume, Zeit und Ressourcen zum Nachdenken, die Gedanken strukturieren und zu Papier bringen.

Für Praxisfelder im Bereich *Flucht_Migration* ist es gemäß meinen Erfahrungen wichtig, gemeinsam mit den Projektpartner*innen auszuloten, welche Formen der Kommunikation und Vermittlung den Beteiligten und Projektzielen dienlich sind und wer diese ausführen kann. So kommt es des Öfteren vor,

dass die Kooperationspartner*innen zwar nicht mitschreiben, aber über den Text in Form und Inhalt mitberaten und -bestimmen. Dies trifft sowohl auf das Projekt Mama-lernt-Deutsch zu als auch auf das aktuelle kollaborative Studienforschungsprojekt zu vorurteilsgeleiteten Straftaten gegenüber als »fremd« markierten Personen in Bremen (Kaufmann 2022).

10.6 Wer verfügt über welche Privilegien zum Schreiben? – Fazit und Ausblick

Gemeinsames Schreiben mit Forschungspartner*innen unterliegt, wie unsere drei Beispiele des (nicht) Gemeinsam-schreiben-Könnens illustrieren, komplexen Dynamiken, die nicht immer vorhersehbar sind:

Das erste Beispiel zeigt, dass es für Menschen mit Flucht_Migrationsgeschichten nicht per se attraktiv ist, über die eigenen Erfahrungen und Erlebnisse zu schreiben. Das hat insbesondere damit zu tun, wie belastet sie sind, wieviel Zeit sie haben und was sie sich davon versprechen. Das Verfassen von Büchern und Artikeln mag für Wissenschaftler*innen mit Prestige verbunden sein, im besten Fall entspricht es auch ihrem persönlichen Interesse. Dass Interessen und Anliegen im Feld und in den Forschungsbeziehungen ungleich verteilt sind, zeigt sich deutlich an dem Beispiel Malta. Hier musste die Forscherin auf der einen Seite akzeptieren, dass die jungen Geflüchteten ihre Forschung zwar als wichtig empfanden und sie baten, andere über die Situation auf Malta aufzuklären, aber selbst weder Interesse noch Kapazitäten zum Schreiben hatten. Ihr Wunsch und ihre Erwartung unterstreicht hier die Wichtigkeit des Transfers von Wissen aus der Forschung in die Praxis. Der Aushandlungsprozess zwischen der Forscherin und den jungen Geflüchteten, der nicht zum gemeinsamen Schreiben von in der Wissenschaft anerkannten Texten führte, zeigt, dass Interessen und Privilegien nicht nur ungleich verteilt sind, sondern sich auch nicht einfach auf andere Menschen übertragen lassen. »Einfach schreiben«, so, wie es in der Wissenschaft häufig gängig ist, braucht einen bestimmten Rahmen und Voraussetzungen, die der Situation der Forschungspartner*innen auf Malta nicht entsprachen. Mit jungen geflüchteten Menschen gemeinsam zu schreiben benötigt Zeit, Raum und Begleitung. Dies ist im Fall von Qualifikationsarbeiten – wie der Dissertation von Laura McAdam-Otto auf Malta – in der Regel nicht der Fall. In diesen Kontexten finden Forschungs- und Schreibkooperationen aufgrund der strukturellen Rahmensetzungen nicht auf gleicher Ebene statt (Betscher 2019; Eiting 2019;

Gauditz 2019). Der Rahmen der Zusammenarbeit mit geflüchteten Menschen ist – auch bezüglich des Schreibens – klar abzustecken und zu kommunizieren; dabei ist es die Aufgabe der Forschenden, die ungleichen Bedingungen, Möglichkeiten und Zielsetzungen mitzudenken ohne sich aus dieser Position heraus über die Forschungspartner*innen zu erheben.

Das zweite Beispiel zeigt, dass zu bedenken ist, wer flexibel und zum Schreiben freigestellt ist und wer überhaupt Zugang zu Veröffentlichungsmöglichkeiten hat. Von zahlreichen Menschen wird im Wissenschaftsbetrieb erwartet, mehr zu arbeiten als die entlohnten Stunden. Der Sammelband verdeutlicht, wer (sich) dies leisten kann und wer nicht, bzw. wer auch nicht (mehr) möchte. Zwar befanden sich die Doktorand*innen und Kolleg*innen, die Teil des Sammelbandes waren, in der Zeit, in der sie die Texte verfassten, größtenteils in finanziell durchaus prekären Situationen, einige finanzierten sich mit Stipendien oder halben Stellen, nahezu alle waren befristet. Sie vereinte jedoch die Hoffnung, eines Tages eine unbefristete Stelle oder zumindest ein nächstes Projekt in der Wissenschaft zu bekommen. Sie verstanden das Arbeiten weit über ihre Verträge hinaus als Investition in die eigene Karriere, schließlich sind lange Publikationslisten die Währung, mit der auf dem akademischen Arbeitsmarkt Erfolge erzielt werden. Im Kontakt zu der bereits erwähnten Person mit Flucht_Migrationserfahrung zeigte sich, dass unter Wissenschaftler*innen und Menschen mit Bildungszugängen signifikante Unterschiede bestehen. Die Person hatte bereits Erfahrung damit machen müssen, was die Nicht-Anerkennung von Bildungsabschlüssen bedeutet, und im Zuge wissenschaftlicher Tätigkeiten kamen über viele Jahre immer wieder die ungleichen Chancen durch begrenzte Zugänge zu Arbeit und Bildung ebenso zum Vorschein wie strukturelle Ungleichheiten und Rassismuserfahrungen. Die Person rechnete sich die Aussichten auf dem wissenschaftlichen Arbeitsmarkt im Vergleich zu den am Projekt beteiligten Doktorand*innen und Post-Docs deutlich geringer aus, weshalb es für sie nicht in Frage kam, Texte ohne Honorar zu schreiben. Sie machte deutlich, dass sie nur noch Arbeit und Projekte annimmt, die entlohnt werden. Da wir in unserem Projekt kein Honorar für den Text bezahlen konnten, fehlt ihre Stimme leider im Sammelband.

Im Kontext des Interviews für den Band zeigte sich zudem einmal mehr, wie wichtig es ist, zu Beginn eines Projektes die jeweiligen Erwartungen und Möglichkeiten auszuloten. Beim Planen kollaborativer Arbeiten ist es zentral, Unterschiede und Differenzen unter Forschungspartner*innen zu berücksichtigen, bestehende Grenzlinien von Beginn an zu thematisieren und ihnen

entgegenzuwirken. Wichtig ist hier auch anzuerkennen, dass es verschiedene Vorstellungen davon gibt, was ein gelungenes Projekt kennzeichnet.

Das dritte Beispiel zeigt noch deutlicher, dass Schreiben-Können mit vielen Privilegien verbunden ist und kollaborative Schreibprozesse, -produkte und deren Veröffentlichung Möglichkeiten bedingen, die sehr voraussetzungsvoll sind. Im vorgestellten Feld geht es um mit Flucht_Migrationsgeschichten und Gender verbundene spezifische Bedingungen. Zugleich zeigt das Beispiel andere Formen kollaborativen Arbeitens und praktischen Vermitteln auf, die unseres Erachtens in der Wissenschaftslandschaft mehr wahrgenommen und gewürdigt werden sollten. Dass wissenschaftlicher Erfolg über die Publikation von Artikeln und Büchern bewertet und bemessen wird, schließt Menschen in prekären, vulnerablen Lebenssituationen häufig aus; sie brauchen eventuell andere Ausdrucksformen, um ihre Erfahrungen und ihr Wissen vermitteln zu können. Zudem führen Publikationsdruck und -ziele vor allem bei Wissenschaftler*innen, die (noch) keine entfristete und gesicherte Stelle bzw. sich noch zu qualifizieren haben, dazu, dass kollaboratives Forschen und Schreiben nicht auf ihrer Prioritätenliste steht.

Unsere praktischen Erfahrungen des (nicht) Gemeinsam-schreiben-Könnens zeigen, dass es auch jenseits der Textproduktion zu vielschichtigen Formen des kollaborativen Arbeitens mit Personen, die sich in mehrfacher Hinsicht in besonders vulnerabilisierten und prekären Situationen befinden, kam. Vor allem die Ideen, Versuche und Umsetzungen gemeinsamen Schreibens machen bestehende Trennlinien zwischen uns weiß-westlich sozialisierten Wissenschaftlerinnen des globalen Nordens und unseren Forschungspartner*innen sichtbar. Während für uns Forschen und Schreiben tendenziell zum (bezahlten) Arbeitsalltag gehört, wozu wir je nach Lebens- und Arbeitssituation mehr oder weniger die Chance haben, ist dies für viele Menschen mit Flucht_Migrationsgeschichten aufgrund diverser situativer, positionaler und finanzieller Hürden keine Option. Dabei spielen intersektionelle Formen der Benachteiligung und Diskriminierung, sowohl in Bezug auf die Fluchterfahrungen als auch den Aufenthaltsstatus, eine wichtige Rolle. Um diese in gemeinsamen Projekten möglichst adressieren zu können, geht es um das Fördern und Anerkennen verschiedener Kompetenzen, Interessen und – mit Bourdieu (1983) gedacht – die ungleiche Verteilung kulturellen, sozialen und ökonomischen Kapitals. Dabei sind Gender, Alter, Familienstand, Status und sozio-ökonomischer Stand und Gesundheit wichtige Dimensionen, die weiterführend einzubeziehen sind.

Anhand von drei Beispielen und deren Reflexion ging es in diesem Text einerseits darum, auf ethische und materielle Implikationen für gemeinsame Arbeits- und Schreibprozesse aufmerksam zu machen. Andererseits ging es darum, Herausforderungen und Limitationen gemeinsamen Schreibens, zumindest teilweise und wo gegenseitig gewünscht, zu überwinden. Die Beispiele regen durchaus dazu an, zu überlegen, ob Gemeinsam-Schreiben per se erstrebenswert ist, vor allem aber zuerst zu erkunden, wie unsere Partner*innen dazu stehen, welche Ressourcen und Kompetenzen sie dafür benötigen und was dies wiederum für uns selbst bedeutet. Bezogen auf die eingangs mit einem Zitat von Fabian (1993) gestellte Frage nach dem wie Weiter-Schreiben ohne zu unterdrücken, möchten wir festhalten, dass Schreiben und auch Gemeinsam-Schreiben durchaus der Emanzipation und Selbstrepräsentation dienlich sein kann, aber stark exkludierend wirkt, wenn Ressourcen fehlen, Dritte die Regeln machen und akademischer Publikationsdruck die Zusammenarbeit dominiert.

Das Nicht-gemeinsam-schreiben-Können offen zu thematisieren und zu reflektieren, war uns für diesen Beitrag wichtig – bei allen Herausforderungen und Hürden sollen unsere Ausführungen aber nicht bedeuten, dass ein Experimentieren mit dem Gemeinsam-Schreiben unmöglich ist. Im Gegenteil: Auch wir suchen nach geeigneten Formen der Zusammenarbeit, wie aktuell durch Beteiligung in einem *GINGER*-Projekt an der *Universität Bremen*. *GINGER* ist als *Citizen-Science*-Projekt konzipiert und zeichnet sich durch die Zusammenarbeit von Wissenschaftler*innen mit Personen und Gruppen aus der Zivilgesellschaft aus, mit deren Perspektiven Fragestellungen zum gesellschaftlichen Zusammenhalt erforscht werden. Hier soll der ganze Prozess von der Entwicklung eines Forschungsdesigns, Fragestellungen, Materialerhebung und -auswertung sowie Textgestaltung kollaborativ angegangen werden. Die Ergebnisse sollen sowohl für akademische als auch nicht-akademische Kontexte aufbereitet werden. In diesem Rahmen wird auch eine Gruppe geflüchteter junger Frauen* beim eigenen Forschen und Schreiben ihrer Geschichten begleitet. Die Rolle der Wissenschaftler*innen besteht beispielsweise darin, theoretische Einbettungen und methodisches Werkzeug dafür zur Verfügung zu stellen (Kaufmann 2022). Dadurch werden Menschen mit Flucht_Migrationserfahrungen zu den zentralen Akteur*innen der Materialerhebung und -deutung. Zwar können wir hier auf die bereits gemachten Erfahrungen und Erlebnisse mit *Writing Together* zurückgreifen, aber das Spannungsfeld zwischen (forschungs-)ethischem Anspruch auf

Selbstrepräsentation und situativen, positionalen Hürden wird letztlich in jedem Projekt neu verhandelt.⁴

Literaturverzeichnis

- Abu-Lughod, Lila (1991): »Writing against culture«, in: Fox, Richard G. (Hg.), *Recapturing anthropology. Working in the present*, Santa Fe: School of American Research Press, S. 137–162.
- Aden, Samia/Schmitt, Caroline/Ucan, Yasemin/Wagner, Constantin/Wienforth, Jan (2019): »Partizipative Fluchtmigrationsforschung. Eine Suchbewegung«, in: *Z'Flucht. Zeitschrift für Flucht- und Flüchtlingsforschung* 3(2), S. 302–319.
- Berg, Eberhard/Fuchs, Martin (1993): *Kultur, soziale Praxis, Text. Die Krise der ethnographischen Repräsentation*, Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Besteman, Catherine (2013): »Three reflections on public anthropology«, in: *Anthropology Today* 29(6), S. 3–6.
- Betscher, Silke (2019): »They come and build their careers upon our shit« oder warum ich 2014/15 nicht über Geflüchtete geforscht habe und sie dennoch maßgeblich zu meiner Forschung beitragen – Reflexionen über strukturelle Hürden und Grenzen der Wissensproduktion«, in: Kaufmann, Margrit E./Otto, Laura/Nimführ, Sarah/Schütte, Dominik (Hg.): *Forschen und Arbeiten im Kontext von Flucht. Reflexionslücken, Repräsentations- und Ethikfragen*, Wiesbaden: Springer, S. 237–259.
- Bourdieu, Pierre (1983): »Ökonomisches Kapital, kulturelles Kapital, soziales Kapital«, in: Kreckel, Reinhard (Hg.), *Soziale Ungleichheiten*, Göttingen: Schwartz, S. 183–198.
- Breidenstein, Georg/Hirschauer, Stefan/Kalthoff, Herbert/Nieswand, Boris (2013): *Ethnografie. Die Praxis der Feldforschung*, Konstanz/München: UVK Verlagsgesellschaft.
- Clifford, James (1993): »Über ethnographische Autorität«, in: Berg, Eberhard/Fuchs, Martin (Hg.), *Kultur, soziale Praxis, Text. Die Krise der ethnographischen Repräsentation*, Frankfurt a.M.: Suhrkamp Verlag, S. 109–157.

4 Für ihre Kommentare und Anregungen danken wir in alphabetischer Reihenfolge: Samah Abdelkader, Schirin Al Madani, Martina Blank, Mark McAdam, Rebecca C. Müller, Sarah Nimführ, Horst Otto, Klara Pechtel, Marion Pokorny-Otto, Lukas Schäfermeister, Joachim Schroeder und Karen Ulferts.

- Clifford, James/Marcus, George E. (1986): *Writing culture. The poetics and politics of ethnography*, Berkeley: University of California Press.
- Criado, Tomás Sánchez/Estalella, Adolfo (2018): *Experimental collaborations. Ethnography through fieldwork devices*, New York: Berghahn.
- Dantas, Jaya/Gower, Shelley (2021): »From ethical challenges to opportunities: Reflections on participatory and collaborative research with refugees in Australia«, in: *Ethics and Social Welfare* 15(2), S. 185–199.
- Eitel, Kathrin/Meurer, Michaela (2021): »Introduction. Exploring multifarious worlds and the political within the ontological turn(s)«, in: *Berliner Blätter* 84, S. 3–19.
- Fabian, Johannes (1993): *Präsenz und Repräsentation. Die Anderen und das anthropologische Schreiben*, in: Berg, Eberhard/Fuchs, Martin (Hg.), *Kultur, soziale Praxis, Text. Die Krise der ethnographischen Repräsentation*, Frankfurt: Suhrkamp Verlag, S. 335–364.
- Fontanari, Elena/Karpenstein, Johanna/Schwarz, Nina Violetta/Sulima, Stephen (2014): »Kollaboratives Forschen als Methode in der Migrations- und Sozialarbeitswissenschaft im Handlungsfeld Flucht und Migration«, in: *Berliner Blätter* 66, S. 111–129.
- Giebeler, Cornelia/Meneses, Marina (2012): »Geben und Nehmen im Forschungsprozess. Reflexionen über trans-, inter- und intrakulturelle Räume im Forschungsprojekt Juchitán – die Stadt der Frauen: Vom Leben im Matriarchat. Eine Retrospektive nach 20 Jahren«, in: Corona Berkin, Sarah/Kaltmeier, Olaf (Hg.), *Methoden dekolonisieren. Ansätze zur Demokratisierung der Sozial- und Kulturwissenschaften*, Münster: Westfälisches Dampfboot, S. 145–169.
- Haanstadt, Eric (2007): »Anthropology revitalized: Public anthropology as student activism. In: *Public Anthropology*«, siehe <https://web.archive.org/web/20070716025855/www.publicanthropology.org/Journals/Grad-j/Wisconsin/haanstad.htm> vom 01.03.2022.
- Harrison, Faye V. (1991): *Decolonizing anthropology. Moving further toward an anthropology of liberation*, Arlington: American Anthropological Association.
- Hess, Sabine/Karakayali, Serhat (2016): »Fluchtlinien der Migration. Grenze als soziales Verhältnis«, in: Hess, Sabine/Kasperek, Bernd/Kron, Stefanie/Rodatz, Matthias/Schwertl, Maria/Sontowski, Simon (Hg.), *Grenzregime III. Der lange Sommer der Migration*, Hamburg: Assoziation A, S. 25–37.

- Kaufmann, Margrit E. (2005): »Mama lernt Deutsch«. Ein Deutschkurs als transkultureller Übergangsraum«, in: Tsantsa, Zeitschrift der Schweizerischen Ethnologischen Gesellschaft 10, S. 123–134.
- Kaufmann, Margrit E. (2009): »Migration und reproduktive Gesundheit. Zur Betreuungs- und Beratungssituation in Bremen«, in: Falge, Christiane/ Zimmermann, Gudrun (Hg.), Interkulturelle Öffnung des Gesundheitssystems, Baden-Baden: Nomos, S. 133–144.
- Kaufmann, Margrit E. (2022): Fluchtforschung intersektionell am Beispiel junger Frauen*. Arbeitspapier zum Forschungsstand für die Studie zur Lebenssituation junger geflüchteter Frauen* in Hamburg im Rahmen des Citizen-Science-Projekts GINGER – Gemeinsam Gesellschaft erforschen, Bremen: bik.
- Kaufmann, Margrit E. mit Studierenden des BA Kulturwissenschaft und des MA Transkulturelle Studien (2022): Sichtbarmachung von vorurteilsgeleiteten Straftaten gegenüber als *fremd* markierten Personen in Bremen. Ergebnisse des im Sommersemester 2021 durchgeführten Studienforschungsprojekts, Bremen: bik, siehe https://www.uni-bremen.de/fileadmin/user_upload/fachbereiche/fb9/fb9/redak_kuwi/PDFs/PDFs_Kalender_News/Bericht_Sichtbarmachung_Ma_rz_22_Endfassung.pdf vom 11.06.2022.
- Kaufmann, Margrit E./Otto, Laura/Nimführ, Sarah/Schütte, Dominik (2019): Forschen und Arbeiten im Kontext von Flucht: Reflexionslücken, Repräsentations- und Ethikfragen, Wiesbaden: Springer.
- Kleist, Olaf (2015): »Über Flucht forschen. Herausforderungen der Flüchtlingsforschung«, in: Peripherie 35(138/139), S. 150–169.
- Laister, Judith (2013): »Kollaborationen und GrenzGänge zwischen akademischen und nicht-akademischen Wissenspraktiken. Ein Gespräch mit Jan Simon Hutta, Judith Laister, Birgit zur Nieden, Sabine Hess«, in: Binder, Beate/Ebel, Katrin/Hess, Sabine/Keinz, Anika/von Bose, Friedrich (Hg.): Eingreifen, Kritisieren, Verändern. Interventionen ethnographisch und gendertheoretisch, Münster: Westfälisches Dampfboot, S. 151–173.
- Lassiter, Eric (2004): »Collaborative ethnography«, in: AnthroNotes 25(1), S. 1–20.
- Lassiter, Eric (2005): »Collaborative ethnography and public anthropology«, in: Current Anthropology 46(1), S. 83–106.
- Low, Seta/Merry, Sally Eagle (2010): »Engaged anthropology: Diversity and dilemmas. An introduction to supplement 2«, in: Current Anthropology 51(S2), S. 203–226.

- Nimführ, Sarah (2020): »Forschungspraxis als Aushandlung. Kollaboratives Forschen im Wissen(schafts)feld Flucht_Migration«, in: Kuckuck. Notizen zur Alltagskultur 1(20), S. 54–59.
- Nimführ, Sarah/Otto, Laura/Samateh, Gabriel (2017): »Gerettet, aber nicht angekommen. Von Geflüchteten in Malta«, in: Hess, Sabine/Kasperek, Bernd/Kron, Stefanie/Rodatz, Mathias/Schwertl, Maria (Hg.), Der lange Sommer der Migration. Grenzregime III. Hamburg: Assoziation A, S. 137–150.
- Nimführ, Sarah/Otto, Laura/Samateh, Gabriel (2019): »Denying, while demanding integration: An analysis of the integration paradox in Malta and refugees' coping strategies«, in: Schweitzer, Reinhard/Hinger, Sophie (Hg.), Regimes of dis-integration, Wiesbaden: IMISCOE/Springer, S. 170–189.
- Otto, Laura (2020): Junge Geflüchtete an der Grenze. Eine Ethnografie zu Altersaushandlungen, Frankfurt: Campus.
- Otto, Laura/Kaufmann, Margrit E. (2018): »Minderjährig«, »männlich« – »stark«? Bedeutungsaushandlungen der Selbst- und Fremdzuschreibung junger Geflüchteter in Malta. Eine intersektionelle Leseweise ethnografischer Forschungsausschnitte«, in: Gender 2, S. 63–78.
- Pérez Daniel, Rebecca (2012): Autor und Autorität. Zwischenkulturelle Kommunikation im Forschungsprozess, in: Corona Berkin, Sarah/Kaltmeier, Olaf (Hg.), Methoden dekolonisieren. Ansätze zur Demokratisierung der Sozial- und Kulturwissenschaften, Münster: Westfälisches Dampfboot, S. 209–226.
- Rappaport, Joanne (2008): »Beyond participant observation. Collaborative ethnography as theoretical innovation«, in: Collaborative Anthropologies 1, S. 1–31.
- Rebello, Dora/Abdullah, Ahmed/Hussein, Mubarak (2020): »Solidarity with refugees in Portugal: A collaborative research«, in: Community Psychology in Global Perspective, S. 36–51.
- Rivera Cusicanqui, Silvia (2010): Ch'ixinakax utxiwa. Eine Reflexion über Praktiken und Diskurse der Dekolonisierung, in: von Garbe, Sebastian/Cárdenas, María/Sempértegui, Andrea (Hg.), Münster: Unrast.
- Schwertl, Maria (2015): Faktor Migration. Projekte, Diskurse und Subjektivierungen des Hypes um Migration & Entwicklung, Münster: Waxmann.
- Shuayb, Maha/Brun, Cathrine (2021): »Carving out space for equitable collaborative research in protracted displacement«, in: Journal of Refugee Studies 34(3), S. 2539–2553.

